

Zeitschrift: Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 91 (2011)
Heft: 990

Buchbesprechung: Buch des Monats

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

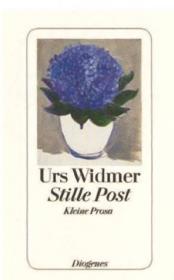
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buch des Monats: Schweiz



Ein Regenwurm hebt ab

Urs Widmer: *Stille Post. Kleine Prosa*.
Zürich: Diogenes, 2011.

Erinnern Sie sich? Wir sassen an einem Tisch und haben uns reihum einen Satz ins Ohr geflüstert – damals als Kinder an Geburtstagspartys. Je mehr Ohren, desto unverständlicher das Ergebnis, und der Letzte in der Reihe verkündete schliesslich ein einziges Gestammel. Wir haben uns krumm und schief gelacht und fingen von vorne an. Das Spiel heisst in Deutschland «Stille Post» – genauso wie das neue Buch mit Kurzprosatexten von Urs Widmer. Dort treibt er das Spiel weiter, als Experiment und ganz in Widmerscher Manier.

Der Autor hat sich an einen Tisch gesetzt, zusammen mit einem Spanier, einem Chinesen, einer Engländerin, einem Russen und einem Franzosen. Seine zu diesem Zweck geschriebene Geschichte «Erste Liebe. Ein Brauch» hat er dann dem Spanier «ins Ohr» geflüstert – d.h. zur Übersetzung in die Mailbox geschickt, dieser, nach getaner Arbeit, dem Chinesen und so weiter und so fort. Und dann hielt Urs Widmer sein eigenes Ohr hin, um zu hören, was seinem Text auf der Reise rund um die Welt geschehen war. Um es vorwegzunehmen: Urs Widmer war entsetzt. Aus der verspielten Geschichte, einer Art «Initiationsritus», wie er sagt, war ein knochentrockenes, bierernstes Etwas geworden.

Was wäre das Lesen im allgemeinen und das Lesen von Literatur im besonderen, wenn nicht Form der Übersetzung? Wenn nicht Übertragung der Sätze in die je eigene Welt, ins je eigene Getümmel von Erfahrungen, Vorstellungen, Vorurteilen...? Nichts käme ohne Übersetzung dabei heraus als Langeweile und Öde – ein Häufchen Buchstaben vielleicht, gerade wert genug, zusammengekehrt zu werden. Und was wäre (ist) erst das Schreiben von Literatur ohne Übersetzung in die eigene Sprache? Siehe oben.

Urs Widmer beherrscht diese Übersetzungskunst wie kein anderer Schweizer Autor. Mit enormer Sprungkraft hebt er ab vom gängigen und – sehr oft – vom realistischen Boden. Was er zu sagen hat, kleidet er in Mythen, Legenden und Märchen. Er pocht auf das Recht der Phantasie – um nicht zu sagen, auf die Pflicht dazu. In seiner Rede zur diesjährigen Eröffnung der Klagenfurter Tage der deutschsprachigen Literatur formulierte Urs Widmer blumig: «Vielleicht sind die Dichter auch heute für Sprache so etwas wie das, was die Regenwürmer für die Erde sind. Sie halten sie schön locker und sorgen dafür, dass aus ihr etwas gedeihen und wachsen kann.»

Schon der Anfang von «Reise nach Istanbul» pflügt zu Beginn des Buches den Boden um, und es «gedeihst» beim Lesen zunächst ein Stirnrunzeln, dann rasch ein unaufhaltsames «Wachsen» von Gedanken, ein Spriessen von Vorstellungen und ein Blühen von Bildern. Auch die Konfusion nimmt ihren Lauf. Als ein Zug an einem Grenzort anhält, steigt der Erzähler aus, um Zeitungen zu kaufen. Er verlässt auch kurz den Bahnhof, flaniert ein wenig am Ort und will zurück. Die Strasse, auf der er eben noch ging, ist aber dann schon nicht mehr da. Gleiches gilt auch für den Bahnhof...

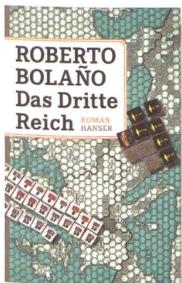
«Im Anfang war eine Stille; das All still, still.» Der Schein trügt nicht. Urs Widmer war zugegen, als alles seinen Anfang nahm, als ein paar Götter, zusammengeklumpt, immer schliefen und dabei von Farben träumten, von Klecksen, die wir heute Grün nennen würden, Blau und Gelb und Rot. Damals hießen sie «Yal, Chnu, Fibittl, Shnö» – Urs-Widmer-Namen, die der Schöpfungsgeschichte auch den Titel geben. Später kommen, vor den Menschen – und mit ihnen Lärm und Streit –, die schwirrenden, flirrenden, schwerelosen Vögel und verleiten den Autor zu einer Beschwörungs- und Hoffnungsgeste: «Wir werden sterben, wenn wir nicht wieder fliegen lernen. Warum sollten wir es nicht können?»

Warum sollten wir uns nicht eingestehen, so wie der Mann, der nach Istanbul reisen wollte, dass wir uns verirrt haben und nicht da sind, wo wir hinwollten? Vielleicht, weil wir es allein nicht können. Weil wir Anstösse brauchen, das Fliegen wieder zu lernen – das Davonfliegen. Urs Widmers phantasiegetränkte Bücher helfen beim Flüggewerden. Und beim Fliegen gegen den Wind. Man müsste das weitersagen, in viele Ohren, aber laut und deutlich. ↗

Silvia Hess

Silvia Hess ist
Literaturkritikerin.
Sie lebt in
Ennetbaden.

Buch des Monats: International



Der Sandkasten des Bösen

Roberto Bolaño: Das Dritte Reich.
Aus dem Spanischen von Christian Hansen.
München: Hanser, 2011.

Bolañomanía herrscht. Mario Vargas Llosa mag im letzten Jahr den Nobelpreis erhalten haben, aber der angesagteste Schriftsteller spanischer Sprache ist heute ein anderer, deutlich jüngerer Lateinamerikaner. Der Nobelpreis wird ihm vorenthalten bleiben, da er 2003 mit erst fünfzig Jahren während des Wartens auf eine Spenderleber gestorben ist. Immerhin wurde er in den USA als erster toter Autor mit dem renommierten National Book Critics Circle Award ausgezeichnet. Seit den «Wilden Detektiven» (1998), einem multiperspektivischen Roman über eine Avantgarde-Poetengruppe im Mexiko-Stadt der siebziger Jahre, und spätestens seit seinem posthum erschienenen *opus magnum*, dem 1200-Seiten-Roman «2666» (2004) rund um die mysteriösen Frauenmorde von Ciudad Juárez, hat das europäische und US-amerikanische Feuilleton für den gebürtigen Chileno Roberto Bolaño die Magnumflasche aus dem Kühlschrank geholt. Das Schöne daran: Bolaño ist wirklich so gut, wie der Hype es suggeriert.

Die Schattenseite des Ruhms: die Hinterbliebenen liefern sich Schlammschlachten und Stellungskriege. Schon am Sterbebett des Dichters soll dessen Ehefrau Carolina López der langjährigen Nebenbuhlerin und Bolaño-Freundin Carmen, die den Kranken zwei Wochen vor seinem Tod ins Spital gefahren hatte, jegliche Besuche (und später auch die Teilnahme an der Abdankung) untersagt haben. López ist auch die Mutter von Bolaños Kindern und Verwalterin des nachgelassenen Archivs in Blanes bei Barcelona, wo Bolaño seit 1986 lebte. Zusammen mit dem berüchtigten Literaturagenten Andrew Wylie, dessen *nom de guerre* «Der Schakal» lautet, und dem spanischen Schriftsteller Enrique Vila-Matas macht sie die eine Fraktion der Erben aus, während Bolaños Verleger Jorge Herralde und einer seiner besten Freunde, der scharfsinnige Kritiker Ignacio Echeverría, ein Gegenlager bilden. Sowohl López als auch Echeverría sollen an Büchern über Bolaño arbeiten. Eine Biographie schreibt derzeit auch die argentinische Journalistin Mónica Maristain, die als Chefredakteurin des lateinamerikanischen «Playboy» das berühmte letzte Interview mit Bolaño führte.

Unter anderem wird heftig darüber gestritten, ob und wie unveröffentlichte Texte aus Bolaños Ordnern und Computerdateien publiziert werden sollen. Nach «2666» sind auf Spanisch bereits diverse Bände mit Artikeln und Essays, Poesie und Kurzprosa sowie Erzählungen und zwei Romane erschienen. Ein weiterer (mit dem Titel «Diorama») liegt bereit. «Das Dritte Reich» (geschrieben 1989) ist das erste dieser posthum erscheinenden Bücher, von dem nun eine vollständige Eindeutschung (aus der Feder des souveränen Übersetzers Christian Hansen) vorliegt.

Der Roman spielt nicht etwa zur Zeit des Nationalsozialismus, sondern in den achtziger Jahren in einem Ferienort an der Costa Brava. Ich-Erzähler ist ein junger Deutscher namens Udo Berger, der mit seiner Freundin Ingeborg Urlaub in einem Hotel macht, in dem er schon als Kind mit seinen Eltern mehrmals die Sommerferien verbrachte. Zunächst plätschert alles gefällig dahin. Man lernt ein anderes deutsches Pärchen, Hanna und Charlie, kennen, durchtanzt die Nächte in Diskotheken. Doch tagsüber mag Udo seine «blendend» aussehende Ingeborg nicht an den Strand begleiten. Er bleibt im Hotelzimmer und baut sich dort seinen eigenen Sandkasten: Udo Berger ist westdeutscher Meister im Kriegsspiel «Das Dritte Reich» (im englischen Original: «Rise and Decline of the Third Reich») und knobelt an neuen Strategien, die er in spezialisierten Zeitschriften veröffentlicht. Doch der Spieler kommt nicht vom Fleck, denn vieles lenkt ihn ab: die deutsche Frau des krebskranken Hotelbesitzers, für die er schon als Jüngling schwärzte; der grossschnäuzige deutsche Surfer Charlie, der seine Hanna schlägt; einige Einheimische, die sich den Touristen anschliessen, insbesondere ein rätselhafter Typ mit Brandnarben, der am Strand Tretboote vermietet und sie nachts zu einer Art Festung aufschichtet.

Michael Pfister

Michael Pfister ist Literaturwissenschaftler und Philosoph. Er lebt in Mexiko-Stadt.

Buch des Monats: International

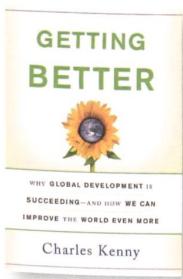
Als Roberto Bolaño einmal gefragt wurde, welche Extravaganz er sich gönne, antwortete er: «Meine grosse Sammlung von Kriegsspielen.» Nach seinen schriftstellerischen Anfängen als «infrarealistischer» Avantgarde-Dichter in Mexiko-Stadt zog Bolaño 1977 nach Spanien, wo er sich zwei Jahrzehnte lang mit Brotjobs wie Campingplatznachtwächter oder Bijouterieverkäufer über Wasser hielt, daneben aber unermüdlich Erzählungen schrieb, die ab und zu auch an regionalen Literaturwettbewerben prämiert wurden. Ausserdem spielte er auf dem Spielbrett historische Schlachten und Kriege nach – oft mit Kontrahenten, die in anderen Ländern wohnten, wobei sich die Spieler ihre Züge jeweils per Post zuschickten. Das Martialische prägt aber auch Bolaños Selbstverständnis als Schriftsteller. Er plante eine «Militärische Anthologie der lateinamerikanischen Literatur» und sagte zu dem mexikanischen Schriftsteller Juan Villoro: «Ich bin ein Marine. Wo du mich auch aufstellst, ich halte durch.» In «Das Dritte Reich» macht er sich nun einen Spass daraus, Nazigeneräle mit deutschen Schriftstellern zu vergleichen: von Manstein mit Günter Grass, Paulus mit Georg Trakl oder gar – Rommel mit Paul Celan.

Als Charlie mit dem Surfboard tödlich verunglückt, lässt Udo Berger seine Freundin allein nach Deutschland zurückkehren und kommt sich zusehends abhanden – einerseits in einer Affäre mit der Hotelbesitzerin, andererseits in einer viele Abende andauernden Partie «Das Dritte Reich» gegen den Tretbootvermieter, den alle «den Verbrannten» nennen und der vielleicht ein Folteropfer der chilenischen Militärdiktatur ist. Eine weitere Bizarrie: dass der deutsche *wargame*-Meister gegen einen unbedarften Gegner die Geschichte auf den Kopf stellt und die Wehrmacht triumphieren lässt. Doch der «Verbrannte» holt sich beim bettlägrigen Hotelier strategische Hilfe – und dreht das Spiel. Udo Berger bildet sich ein, dass ihn sein Gegenspieler als Nazi betrachtet und auch «im richtigen Leben» vernichten will.

In «Das Dritte Reich» arbeitet Bolaño bei weitem noch nicht so virtuos mit Perspektiven und vernetzten Strukturen wie in den «Wilden Detektiven» oder in «2666». Aber bereits hier protokolliert der erklärte Antipode des Magischen Realismus kafkaeske Träume und lässt Realität und Fiktion pausenlos ineinanderkippen. Und er lotet schonungslos eines seiner späteren Lieblingsthemen aus: das Böse. Noch in der harmlosten Handlung, im beiläufigsten *Small Talk* glänzen finstere Aggressionen auf, und wie so oft bei Bolaño hat man beim Lesen das Gefühl, über eine dünne Schicht zu wandeln, unter der die schreckliche Wahrheit über den Menschen lauert. Schade, dass der Roman 1989 noch nicht erscheinen konnte. Im blinden Freudentaumel über das Ende des Kalten Kriegs und das «Zusammenwachsen» Europas hätte Bolaños Illusionslosigkeit gut getan.

In gewisser Weise ist «Das Dritte Reich» aber auch ein Künstlerroman in der Tradition Thomas Manns, eine ironisch-nüchterne Variation von «Der Tod in Venedig». Wie Gustav von Aschenbach sucht der apollinische Strategie Udo Berger am Mittelmeer dionysische Entgrenzung und Selbstauflösung. Der sich abkapselnde Kriegsspieler ist auch ein Modell des einsamen Künstlers, des Schriftstellers Bolaño, der sich in aller Erfolglosigkeit unbeirrbar seinem Werk widmete. Nur dass hier die Todesphantasien unerfüllt bleiben. Der Triumph, am Strand einen erotischen Tod zu sterben, bleibt Berger versagt. Dafür gewinnt er eine Erkenntnis: als sein Gegner mit dem Sieg am Spielbrett vollauf zufrieden ist und Udo körperlich unversehrt nach Deutschland zurückkehrt, interessieren ihn die Kriegsspiele kaum noch. An einem grossen *wargame*-Kongress in Paris nimmt er als distanzierter Beobachter teil und kommt zum Schluss, «dass achtzig Prozent der Redner psychiatrische Hilfe nötig hatten». Wer sich der Kunst in bürgerlicher Kontrolliertheit widmet, ist gestört. Dass Udo Berger seine Niederlage überlebt, bricht den Bann. Doch der Wahn, in den sich der Spieler/Künstler erst als Verlierer vorbehaltlos hineinsteigern konnte, barg die Wahrheit des Spiels. ◀

Buch des Monats: Freiheit



Fortschritt an allen Fronten

Charles Kenny: *Getting Better. Why Global Development Is Succeeding – and How We Can Improve the World Even More.*
New York: Basic Books, 2011.

Für die, die uns seit ehedem mit der Floskel nervten, früher sei ohnehin alles besser gewesen, stellt der amerikanische Ökonom Charles Kenny nun ein Antidepressivum bereit. Mit seinem Buch «Getting Better» hat er unternommen, was sich in unserem pessimismusgetränkten Zeitalter kaum noch jemand zutraut: eine Verteidigung des Fortschrittsgedankens.

Dass die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer würden, dass die Welt unter dem Bevölkerungswachstum zusammenbreche und dass für viele Menschen in vielen Ländern die Entwicklung ihre Grenzen erreicht habe, wird allerorten als gegeben angesehen. Besonders in Afrika zeige sich, so ein Chor aus Wachstums- und Fortschrittskritikern, dass bisher noch jeder Versuch, den Kontinent zu entwickeln, gescheitert sei. Und in der Tat wird, so Kenny, eine oberflächliche Bestandsaufnahme über Medienberichte diesen Pessimismus bestätigen. Kenny jedoch sammelt zunächst einmal Daten: angesichts der quantitativen Kriterien von Wachstum und BIP pro Kopf sei, so der Ökonom, zunächst wenig Überschwang angebracht. 1993 verfügten die ärmsten 40 Prozent der Bevölkerung in Indien beispielsweise über ein jährliches Durchschnittseinkommen von 733 Dollar – was nur 18 Prozent mehr ist als das geschätzte Einkommen der ländlichen Bevölkerung Englands um 1400. Auch findet die erhoffte Konvergenz zwischen reichen und armen Ländern in Sachen Wachstum kaum statt – wobei China und Indien bemerkenswerte Ausnahmen sind.

Aber diese Nichtkonvergenz bedeutet nicht, dass es der Welt heute insgesamt schlechter ginge als früher! Insgesamt, so Kenny, habe das globale Wachstum rapide zugenommen. 1960 lebten noch 44 Prozent der Weltbevölkerung von weniger als einem Dollar pro Tag. 1990 war es rund ein Drittel. 2007 stand der Anteil bloss noch bei 17 Prozent. Die Welt hat die Armut zwar noch nicht besiegt, sie aber rapide zurückgedrängt.

Zurück zu den 40 Prozent der Ärmsten in Indien: 10 Prozent von ihnen besitzen ein Radio, 14 Prozent verfügen über Elektrizität und 16 Prozent haben eine Uhr. Das sind nur einige Dinge, die die Lebensqualität jenseits des blossen Durchschnittseinkommens deutlich über jenen Standard heben, den der englische Dörfler des Mittelalters kannte. Und genau das ist Kennys Punkt: unabhängig von den Einkommens- und Wachstumszahlen hat sich die Lebenssituation der Menschheit dramatisch verbessert. Insbesondere die Katastrophenprediger von Thomas Malthus bis zum *Club of Rome*, die angesichts der «Grenzen des Wachstums» und mannigfacher «Bevölkerungsexplosionen» die Verelendung der Menschheit vorhersagten (das dicke Ende hätten wir demnach in den 1980er Jahren bereits miterleben sollen), haben sich als falsche Propheten erwiesen.

Die Lebenserwartung ist gestiegen, und dies ist ein zentraler Indikator für Wohlstand: 1900 betrug sie im Weltdurchschnitt 31, 2000 schon 66 Jahre. Auch die Alphabetisierung hat zugenommen. Weltweit findet unter unseren Augen ebenso ein Rückgang der Gewalttaten statt: im mittelalterlichen England fielen im Durchschnitt 23 von 100000 Menschen einem Gewaltakt zum Opfer, heute beträgt der globale Durchschnitt nur noch ein Drittel davon. Kurz: Während die Konvergenz zwischen arm und reich bei Wachstum und Einkommen eher gering ist, hat sie bei fast allen anderen wesentlichen Indikatoren der Lebensqualität deutlich zugenommen. Die Gründe dafür, so Kenny, seien technischer Fortschritt, aber auch die Zunahme von Bildung, neue Kenntnisse im Umgang mit Hygiene und Lebensmitteln – und vieles mehr. Und trotzdem könne selbstverständlich noch mehr getan werden. Durch einen forcierteren Schutz geistigen Eigentums (im Interesse der Industrieländer) etwa würde der technologische Wettbewerb zulasten der Lebenschancen von Menschen in den Entwicklungsländern gehemmt. Politische Patentrezepte liefert Kenny als keinesfalls zur geistigen Hybris neigender Statistiker aber nicht – Mut macht dieses Buch trotzdem. Wir lernen: eine bessere Welt ist nicht nur möglich, sie existiert bereits. ♦

Detmar
Doering

Detmar Doering
ist Leiter des
Liberalen Instituts
der Friedrich-
Naumann-Stiftung
in Potsdam.